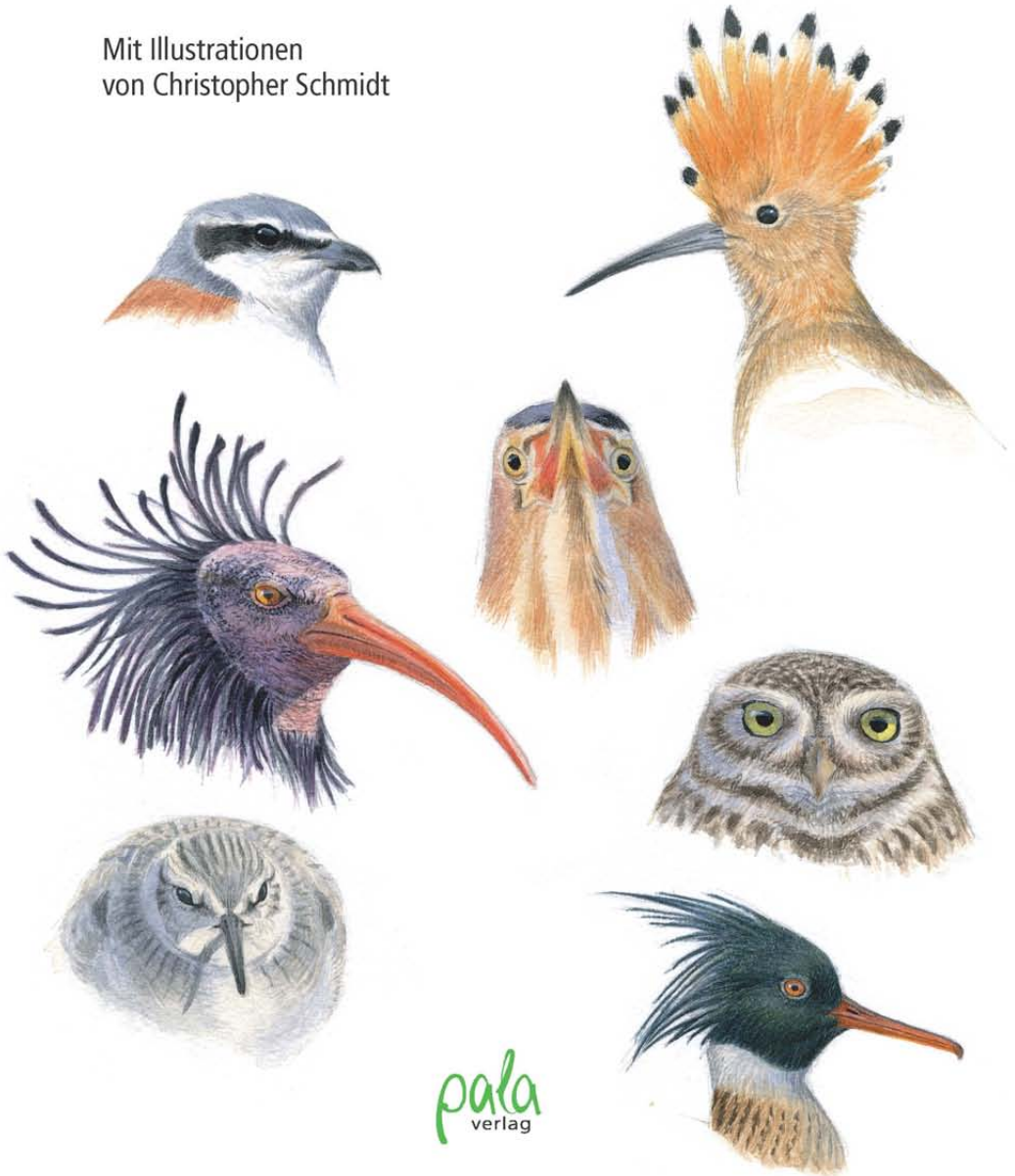


Uwe Westphal

Schräge Vögel

Begegnungen mit Rohrdommel, Ziegenmelker, Wiedehopf und anderen heimischen Vogelarten

Mit Illustrationen
von Christopher Schmidt



pala
verlag

Uwe Westphal

Schräge Vögel

Uwe Westphal

Schräge Vögel

Begegnungen mit Rohrdommel, Ziegenmelker,
Wiedehopf und anderen heimischen Vogelarten

Mit Illustrationen von Christopher Schmidt



Inhalt

Schräge Vögel als Botschafter	7
Die Lebensräume der Vögel	8
Inseln und Meeresküste	10
Basstöpel und Trottellumme	10
Der Austernfischer	15
Säbelschnäbler und Stelzenläufer	18
Alpenstrandläufer, Knutt und Sanderling	22
Der Löffler	27
Binnengewässer	30
Der Flussregenpfeifer und Verwandte	30
Die Wasseramsel	33
Der Kormoran	37
Gänsesäger und Mittelsäger	42
Rohrdommel und Zwergdommel	46
Wasserralle und Sumpfhühner	51
Moore und Feuchtwiesen	55
Der Wachtelkönig	55
Der Kiebitz	58
Kampfläufer, Bekassine und Doppelschnepfe	62
Die Wiesenweihe	67
Der Kranich	71
Trockenbiotope und naturnahes Kulturland	75
Der Ziegenmelker	75
Der Wendehals	78
Die Großtrappe	82
Der Triel	86
Der Steinschmätzer	89
Der Ortolan	93
Der Bienenfresser	97
Wiedehopf und Blauracke	101

Hecken und Gebüsch	106
Nachtigall und Sprosser	106
Zilpzalp und Fitis	110
Neuntöter und Raubwürger	114
Der Kuckuck	119
Zaunkönig und Goldhähnchen	123
Wald und Forst	128
Eichelhäher, Tannenhäher und Unglückshäher	128
Die Mönchsgrasmücke	134
Der Fichtenkreuzschnabel	138
Dompfaff und Karmingimpel	142
Der Pirol	147
Der Star	151
Der Buntspecht	155
Der Wespenbussard	159
Felsen und Gebäude	162
Der Mauersegler	162
Uhu, Steinkauz und Verwandte	166
Der Waldrapp	172
Schräge Vögel brauchen Schutz!	176
Systematische Auflistung der im Buch genannten Vogelarten mit deutschen und wissenschaftlichen Namen	178
Weitere Informationen	186
Literatur	186
Audio-CDs	187
Der Autor	188
Der Maler	189

Schräge Vögel als Botschafter

Der Volksmund kennt viele schräge Vögel. Doch geht es in diesem Buch nicht um sprichwörtliche Fantasiegestalten wie Schluckspecht, Schnapsdrossel, Hupfdohle und Bordsteinschwalbe, auch nicht um meinen imaginären Lieblingsvogel, das Gemeine Kniekehlnchen. Vorgestellt werden vielmehr ganz reale einheimische Vogelarten, von denen viele absonderlich klingende Namen tragen und weithin unbekannt sind. Wer kennt etwa den Gänsesäger, den Raubwürger, die Wiesenweihe oder den Ziegenmelker?

In einer Zeit, in der Klimawandel, intensive Landnutzung und die fortschreitende Zerstörung natürlicher Lebensräume immer mehr Arten in Bedrängnis bringen und gleichzeitig die Artenkenntnis und das Wissen um ökologische Zusammenhänge in der Bevölkerung in dramatischer Weise abnehmen, scheint es umso wichtiger, den Blick auf die faszinierende Artenvielfalt vor unserer Haustür zu lenken. Gleichzeitig – das erlebe ich auf meinen zahlreichen geführten Exkursionen immer wieder – entdecken viele Menschen ihr Interesse für die Natur und insbesondere für die Vogelwelt. Sie möchten mehr erfahren über die Lebensweise der geheimnisvollen Rohrdommel, möchten wissen, wie der Wendehals zu seinem Namen kam oder ob der Austernfischer tatsächlich Austern fischt. Sie sind fasziniert zu hören, dass die Bekassine mit dem Schwanz meckert oder die Wasseramsel ihre Nahrung tauchend erbeutet. Aber auch vermeintlich wohlbekanntes Vogelarten überraschen mit unbekanntem Aspekten: Wer weiß zum Beispiel, dass der Zaunkönig stets mehrere Nester baut oder der Dompfaff Volkslieder singt?

Das und noch viel mehr ist auf den folgenden Seiten nachzulesen. Dieses Buch möchte die Neugier auf unsere heimische Vogelwelt wecken, möchte Verständnis, Freude und Begeisterung vermitteln. Deshalb ließ ich vielfach auch meine eigenen Erlebnisse in die Kapitel mit einfließen. Denn nur wer seine gefiederten Nachbarn kennt und schätzt, wird ihnen mit Respekt begegnen, sich im besten Falle sogar für ihren Schutz einsetzen. Auf den ersten Blick schräge Vögel mögen Botschafter für dieses Anliegen sein.

Alpenstrandläufer, Knutt und Sanderling

Millionen von Zugvögeln bevölkern im Frühjahr und Herbst das Wattenmeer. Die Nordseeküste zwischen dem dänischen Esbjerg und dem niederländischen Den Helder, deren Herzstück die drei deutschen Wattenmeer-Nationalparke sind, ist die unersetzliche Drehscheibe des Vogelzuges auf dem ostatlantischen Flugweg. Dort treffen sich zweimal im Jahr Watvögel und Wasservögel aus einem riesigen Einzugsgebiet, das von den Küsten Mittelsibiriens über Skandinavien und Grönland bis zu den subarktischen Regionen des östlichen Kanada reicht. Im Watt futtern sie sich Fettvorräte an für den anstrengenden Flug zwischen den Brutgebieten im Norden und den Winterquartieren im Süden. Manche Arten pendeln regelmäßig zwischen Sibirien und Westafrika und sind in der Lage, 4000 und mehr Kilometer nonstop zu fliegen. Dazu gehört der **Knutt**, neben dem nah verwandten **Alpenstrandläufer** zeitweilig einer der häufigsten Vögel im Wattenmeer.

Es ist immer wieder ein faszinierendes Erlebnis, den riesigen Schwärmen dieser kleinen Schnepfenvögel, die Zehntausende oder gar Hunderttausende von Individuen umfassen können, zuzusehen, wenn sie wie ein einziger Organismus über Watt und Wasser fegen, mal die dunkle Oberseite zeigend, um im nächsten Moment mit einem synchronen Schwenk die hellen Bäuche aufblitzen zu lassen. Ich erinnere mich noch genau, wie ich vor vielen Jahren bei einer Exkursion an die Nordseeküste einen kleinen, schneeweißen Vogel auf einer vermeintlichen Ackerfläche direkt hinter dem Hochwasserschutzdeich entdeckte. Beim Näherkommen erhob sich der gesamte »Acker« in die Luft – es war ein riesiger Schwarm von grob geschätzt 60000 Alpenstrandläufern! Und der weiße Vogel in seiner Mitte entpuppte sich als ein seltener Albino dieser Art.

In den Alpen wird man dem Alpenstrandläufer trotz seines Namens selbst auf dem Zuge niemals begegnen. Er brütet zahlreich in der sumpfigen Tundra des Nordens, auch in jenem hügeligen bis bergigen Gelände, das Forscher früherer Zeiten als »Lappländische Alpen« bezeichneten. Nach diesem Vorkommen nannte der Schwede Carl von Linné, der 1758 als erster allen damals bekannten Tieren und Pflanzen zweiteilige wissenschaftliche Namen gab und sie nach ihrer vermuteten Verwandtschaft ordnete, den Vogel *Calidris alpina*: »der zu den Alpen gehörende Strandläufer«. Er brütet auch in flachem Gelände, früher auch regelmäßig im Küstenbereich von Nordsee und Ostsee. Dort besiedelt er feuchtes, kurzrasiges Grünland mit offenen Wasserstellen, durchsetzt mit höheren Grasbüscheln, Seggenbulten oder ähnlichen Strukturen, die Deckung für das kunstlose Boden-

nest bieten. Solche Lebensräume findet der Alpenstrandläufer hierzulande kaum noch, daher steht sein Bestand in Deutschland unmittelbar vor dem Erlöschen. Im Brutkleid kann man den etwa lerchen- bis starengroßen Vogel leicht an seinem auffälligen schwarzen Bauchfleck erkennen. Die einzelnen Strandläuferarten im Schlichtkleid und ganz besonders in den verschiedenen Übergangsphasen zwischen Pracht-, Schlicht- und Jugendgefieder richtig zu bestimmen, häufig auf große Entfernung und bei ungünstigen Lichtverhältnissen, stellt allerdings auch erfahrene Feldornithologen immer wieder vor große Probleme, zumal zwischen den sieben regelmäßig bei uns durchziehenden Strandläuferarten gelegentlich auch Verwandte aus Nordamerika und Ostsibirien auftauchen können. Auch der den Strandläufern nah verwandte Sumpfläufer, ein hierzulande spärlich auftretender Durchzügler aus Nordeuropa, ähnelt sehr einem jungen Alpenstrandläufer und wird daher leicht übersehen.



Knutts

Der Kormoran

An die erste von mir geleitete vogelkundliche Führung im Frühjahr 1978 kann ich mich noch gut erinnern, und dies wegen einer ganz besonderen Beobachtung: Gleich zu Beginn überflogen uns an einem Baggersee in der heimischen Elbmarsch zwei Kormorane – damals eine Sensation, die ich sogleich der örtlichen Presse mitteilte. Denn diese Vogelart war seinerzeit in ganz Deutschland sehr selten, und man musste häufig weit fahren, um mit Glück einen der knapp gänsegroßen, schwarzen Tauchvögel zu Gesicht zu bekommen. Am ehesten traf man sie noch an der Meeresküste. Heute hat sich die Situation grundlegend gewandelt: Längst hat sich an besagtem Baggersee, mittlerweile Naturschutzgebiet, eine Kormorankolonie etabliert, und auch deutschlandweit ist die Art an nahezu allen größeren Gewässern wieder regelmäßig und häufig zu beobachten. Viel zu häufig, wie Berufsfischer und Hobbyangler beklagen, denn die Kormorane würden ihnen alle Fische wegfressen. Tatsächlich sind sie hoch spezialisierte Fischjäger, die pro Tag und Vogel ein knappes Pfund Fisch benötigen.

Tief im Wasser liegend, stecken schwimmende Kormorane nicht selten zunächst ihre Köpfe unter Wasser, um passende Beutetiere zu orten. Mit einem kleinen Kopfsprung leiten sie meist das Abtauchen ein. Unter Wasser dienen allein die breiten Ruderfüße der Fortbewegung. Tauchgänge können eine gute Minute dauern und den Vogel bis in eine Wassertiefe von 16 Metern führen. Normalerweise jagen Kormorane jedoch in flacherem Wasser. Bei geeigneten Gegebenheiten können sie als Gruppe sogar regelrechte Treibjagden veranstalten, dort, wo auch Pelikane vorkommen, zum Beispiel im Donaudelta, sogar häufig mit diesen gemeinsam. Mit seinem starken, an der Spitze hakenförmig gebogenen Schnabel packt der Kormoran die anvisierte Beute hinter den Kiemen. Als typische Opportunisten erbeuten die Vögel alle Fische passender Größe, die gerade häufig vorkommen, oft für die Berufsfischerei wertlose Weißfischarten. Kleinere Exemplare bis etwa 15 Zentimeter Länge werden noch unter Wasser geschluckt, nur bei größeren Beutefischen muss der Vogel dafür auftauchen. Das vermittelt menschlichen Beobachtern zwangsläufig ein verzerrtes Bild von der tatsächlichen Nahrungswahl.

Anders als andere Wasservögel fetten Kormorane ihr Gefieder nicht mit einem Sekret aus der Bürzeldrüse ein. Das Federkleid durchnässt beim Tauchen daher völlig, sodass die darin eingeschlossene Luft entweicht. Das vermindert den Auftrieb der großen Vögel und erhöht ihre Manövrierfähigkeit unter Wasser, hat



Kormoran

aber einen Nachteil: Nach jedem Tauchgang müssen sie ihr Gefieder trocknen. In typischer Pose sitzen die Kormorane dann oft stundenlang regungslos und mit ausgebreiteten Flügeln auf ufernahen Bäumen, Bühnen oder aus dem Wasser ragenden Steinen und erinnern mit ihrer starren Haltung ein wenig an Urzeit-Reptilien.

Im fernen Osten ihres riesigen Verbreitungsgebietes, in China, machten sich Menschen seit Langem die Geschicklichkeit der Kormorane bei der Unterwasserjagd zunutze, in einigen Gegenden nutzen sie diese bis heute. Abgerichtete Kormorane, die mit der Hand aufgezogen wurden, erledigen die Arbeit für die Fischer. Bei nächtlichen Fangfahrten mit kleinen Booten lockt eine helle Lampe am Bug die Fische an, dann werden die Kormorane in Gruppen zu Wasser gelassen. Damit die Vögel nicht außer Reichweite gelangen und die gefangenen Fische zurückbringen, hält der Fischer jeden einzelnen Kormoran wie an einer Hundeleine an einem dünnen Seil, das so eng um den Hals des Vogels geschlungen ist, dass er normal atmen, die gefangenen Fische – bei guten Bedingungen mehr als 50 pro Vogel und Stunde – aber nicht verschlucken kann. Stattdessen liefert er sie am Boot seines Meisters ab und bekommt dafür regelmäßig Fischstückchen und Kleinfische als Belohnung. Auch in einigen Ländern Europas wurde diese Zusammenarbeit zwischen Mensch und Vogel früher in ähnlicher Form praktiziert. Doch inzwischen ist der Kormoran als vermeintlicher Nahrungskonkurrent und Gegenspieler des Menschen hierzulande gründlich in Ungnade gefallen. Im 19. Jahrhundert führte der Hass auf den schwarzen Vogel zu seiner fast vollständigen Ausrottung in Europa. Die Vernichtung des Kormorans wurde planmäßig betrieben: »Jeden Tag wurden hundert, insgesamt Tausende von Kormoranen getötet«, heißt es etwa in Aufzeichnungen aus den 1880er-Jahren über den Einsatz von Potsdamer Gardejägern zur Auslöschung einer großen Brutkolonie in der Mark Brandenburg. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war der »Seerabe«, so die Übersetzung des altfranzösischen Wortes »cormareng«, in Deutschland wie auch in den meisten anderen europäischen Ländern fast völlig verschwunden. 1979 wurde der Kormoran dem strengen Schutz der Europäischen Vogelschutzrichtlinie unterstellt. Das war der Startschuss für ein überaus erfolgreiches Comeback. Heute brüten in Deutschland wieder rund 24 000 Paare – mehr als vor dem Ausrottungsfeldzug.

Das freut die Naturschützer. Fischer und Angler dagegen fordern erneut eine drastische Bejagung. Längst hat der Streit darüber ein Ausmaß angenommen, das mitunter an mittelalterliche Hexenverfolgung erinnert. Als »Schwarze Pest«

und »Unterwasserterrorist«, der angeblich die gesamte heimische Fischfauna bedrohe, wird der Kormoran in manch hitziger Diskussion von erbosten Angelfreunden geschmäht. Lokale Probleme, etwa an Fischteichen oder in bestimmten Fischlaichgebieten, sind in der Tat nicht zu leugnen. Dennoch geht die scheinbar einfache Rechnung »viele Kormorane gleich wenige Fische« nicht auf, wie detaillierte Fallstudien nachweisen konnten. Vielmehr muss der Kormoran häufig als Sündenbock für die Auswirkungen von Überfischung und Gewässerverbau herhalten. Ökologen wissen zudem, dass der schwarze Fischer unter natürlichen Bedingungen eine wichtige Rolle im Ökosystem Gewässer spielt.

Wie komplex die Beziehung des Kormorans zu seiner Umwelt ist, zeigen Untersuchungen aus den Niederlanden. Dort untersuchte ein Forscherteam am Ijsselmeer, einem durch Abdeichung einer Meeresbucht entstandenen Binnengewässer, die Bestandsentwicklung der dort brütenden Kormorane. Die Wissenschaftler fanden heraus, dass eine hohe Nährstoffbelastung des Wassers als Grundlage für eine starke Planktonentwicklung sowie die Überfischung von Raubfischen durch den Menschen zu einer Massenvermehrung des Stints und anderer kleinerer Fische geführt hatten, von der wiederum die Vögel profitierten. Diese Faktoren, die in ähnlicher Weise auch anderenorts anzutreffen sind, dürften neben dem gesetzlichen Schutz nach Meinung der Fachleute hauptverantwortlich sein für die europaweite Vermehrung des Kormorans in den letzten Jahrzehnten. Mit einer Verbesserung der Gewässergüte im Ijsselmeer in jüngster Zeit ging auch die Zahl der dort brütenden Kormorane deutlich zurück. Die Forscher halten daher die Bemühungen um eine Reduzierung von Nährstoffeinträgen und eine nachhaltige, ökologisch ausgerichtete Fischerei für Schlüsselfaktoren, um die Kormoranbestände auf europäischer Ebene zu regulieren. Alle anderen Versuche seien letztlich zum Scheitern verurteilt.

Dessen ungeachtet haben inzwischen zahlreiche deutsche Bundesländer sogenannte Kormoran-Verordnungen erlassen, die die »letale Vergrämung«, sprich den Abschuss der eigentlich streng geschützten Vögel erlauben. Rund 15 000 Tiere werden jährlich in Deutschland getötet. Die bisherigen Erfahrungen lehren jedoch – für Wissenschaftler keineswegs überraschend –, dass ein solches Vorgehen kontraproduktiv ist: Abschüsse in einer Brutkolonie führen in der Regel zu mehr Nachwuchs, weil weniger Vögeln mehr Nahrung zur Verfügung steht. Und die Jagd auf rastende oder überwintrende Kormorane hat zur Folge, dass die ständig aufgeschreckten Tiere mehr Energie verbrauchen und entsprechend mehr Fische fressen.

Andere Länder wie die Schweiz zeigen, dass es auch anders geht: Dort werden Kormorane an Gewässern bis zu einer Fläche von 50 Hektar bejagt, auf allen größeren Seen lässt man sie unbehelligt. Folge: Fast 90 Prozent der intelligenten Vögel halten sich an den großen Seen auf – dort, wo sie vor den Schrotsalven der Jäger sicher sind und am wenigsten Schaden anrichten. Zudem haben sich inzwischen an nicht wenigen Kormorankolonien natürliche Feinde wie Seeadler und Uhu darauf spezialisiert, die Jungvögel aus den Nestern zu holen. Auch ständige Störungen durch Waschbären, die die Horstbäume erklettern, Nester besetzen und Gelege plündern, führen dazu, dass Kolonien aufgegeben werden, sodass die Zahl der brütenden Kormorane inzwischen stagniert oder regional sogar rückläufig ist. Es wäre ein Armutszeugnis, wenn menschliche Verfolgung den Bestand des ungeliebten Vogels erneut soweit reduzieren würde, dass eine Kormoranbeobachtung wie noch vor wenigen Jahrzehnten zur Rarität wird.

Neuntöter und Raubwürger

Wer aufmerksam an einer Dornhecke in der Feldmark entlang geht, wird möglicherweise einen großen Käfer, eine Libelle, Eidechse oder gar eine Maus entdecken – aufgespießt auf einem Dorn oder eingeklemmt in eine Astgabel. Diese Tiere sind nicht etwa, wie man meinen könnte, zufällig verunglückt. Vielmehr verraten sie die Anwesenheit eines ganz besonderen Singvogels aus der Familie der Würger: Es handelt sich um die Speisekammer eines **Neuntöters**, im Volksmund auch als »Dorndreher« bekannt. In Zeiten des Nahrungsüberflusses legt der Vogel auf diese Weise Vorräte für schlechtere Zeiten an. Es wurden schon Ansammlungen von bis zu sieben Mäusen und 30 Maikäfern gefunden. Früher glaubte man, der Vogel würde erst neun Tiere töten, bevor er eines verzehrt – daher der martialische Name.

Er selbst ist leicht zu entdecken: Das auffällig gefärbte Männchen sitzt oft lange Zeit hoch oben auf der Spitze eines Busches, um sein Revier zu überblicken. Eine gute Gelegenheit, um seine dezente Schönheit zu studieren: Der graue Kopf und Nacken kontrastieren mit der weißlichen Kehle, der rosabeigefarbenen Unterseite und der kräftig rotbraun bis kastanienbraun gefärbten Oberseite. »Rotrückenwürger« wird der Neuntöter daher auch treffend genannt. Ein sehr markantes Merkmal, das alle sechs europäischen Würgerarten auszeichnet, ist eine breite, schwarze Binde, die vom Schnabel bis hinter die Augen reicht und aussieht wie die Banditenmasken der Gauner von der »Panzerknacker-AG« aus den Donald-Duck-Comics. Das Weibchen ist unscheinbarer gefärbt, mit braunem Kopf und weniger ausgeprägter Maske. Der kurze, kräftige Schnabel ähnelt verblüffend dem eines Falken: Er ist an der Spitze hakenförmig gebogen und besitzt zudem einen sogenannten »Falkenzahn«, eine zahnartige Ausbuchtung kurz vor der Spitze des Oberschnabels, die in eine entsprechende Vertiefung des Unterschnabels greift. Damit kann der nur etwa lerchengroße Vogel selbst verhältnismäßig große Tiere erbeuten, die er nicht etwa erwürgt, wie der Name »Würger« vermuten ließe, sondern nach Falkenart mit einem Biss in den Nacken tötet. Meist hält er sich an Großinsekten, doch auch Kleinsäuger und Jungvögel fallen ihm zum Opfer. Manche Spezialisten erbeuten regelmäßig sogar ausgewachsene Singvögel bis zur Größe einer Goldammer, die nur wenig kleiner sind als der Neuntöter selbst.

Je nach anvisierter Beute verwendet der Vogel eine unterschiedliche Jagdtechnik: Auf einer Warte sitzend, späht er nach Käfern, Heuschrecken oder Mäusen, die er im Umkreis von etwa zehn Metern am Boden fängt. Fliegende



Neuntöter

Großinsekten werden oft auf größere Distanz im schnellen Flug erbeutet, nicht wendig elegant wie ein Fliegenschnäpper, sondern eher rustikal nach Wanderfalkenart: Das Zielobjekt wird in der Luft gerammt, aus der Bahn geworfen und anschließend ergriffen. An Vögel, manchmal auch an große, reaktionsschnelle Heuschrecken, pirscht sich der Jäger oft regelrecht heran, nähert sich in kurzen Etappen und täuscht Desinteresse vor. Nah genug herangekommen, stürzt er sich blitzschnell auf die Beute. Große Beutetiere werden auch aufgespießt, um sie besser zerlegen zu können. Vorratshaltung betreibt übrigens hauptsächlich das Männchen, das zugehörige Weibchen darf sich allerdings uneingeschränkt daran bedienen. Das lässt vermuten, dass eine gut gefüllte Speisekammer auch eine wichtige Rolle bei der Brautwerbung spielt und die Attraktivität des Männchens in den Augen potenzieller Partnerinnen erhöht: Wer viele Vorräte anlegt, muss ein guter Jäger und damit für die Brut ein guter Versorger sein.

Diese Funktion wird noch deutlicher beim größeren Verwandten des Neuntöters, dem **Raubwürger**. Untersuchungen zufolge speißt dieser in der Balz- und Vorbrutzeit mehr Beutetiere, die nicht gefressen werden, auf und deponiert sie gut sichtbar an den Reviergrenzen. Während der Brutzeit und danach liegen die Vorratslager dagegen relativ versteckt und in Nestnähe, auch werden die Beutetiere in der Regel verzehrt.

Der amselgroße Raubwürger ist überwiegend grau gefärbt, mit schwarz-weiß gezeichneten Flügeln und Schwanz. »Grauwürger« wird er daher auch genannt. Seltsamerweise hat sich diese Bezeichnung selbst unter Ornithologen, die konsequent den früheren Begriff »Raubvogel« durch »Greifvogel« ersetzt haben, bisher nicht durchgesetzt. Raubwürger »rauben« im negativ besetzten menschlichen Sinne ebenso wenig wie »Raubvögel« und vierbeinige »Raubtiere«, die heute »Beutegreifer« heißen, sondern gehen nur ihrem speziellen Nahrungserwerb nach. Genau genommen handelt es sich bei den in Mitteleuropa und Nord-europa vorkommenden Vögeln um »Nördliche Raubwürger«. Die in Südeuropa beheimateten Verwandten – etwas dunkler grau, mit rosa überhauchter Brust und lange als Unterart angesehen – gelten auch aufgrund genetischer Untersuchung inzwischen als eigenständige Art, die »Südlicher Raubwürger« oder »Mittelmeer-Raubwürger« genannt wird.

Entsprechend seiner Größe besteht die Nahrung des Raubwürgers überwiegend aus kleineren Wirbeltieren: Mäuse und Spitzmäuse können bis zu 90 Prozent der Nahrungsmenge ausmachen. Insbesondere bei hoher Schneelage, wenn solche Kleinsäuger unerreichbar sind, jagt der Raubwürger bevorzugt Vögel bis Drosselgröße, die in sperberartigem Angriffsflug überrascht und mitunter sogar im Fluge geschlagen werden. Selbst Fledermäuse landen gelegentlich im Schnabel eines Raubwürgers, der imstande ist, Beutetiere zu überwältigen und wegzutragen, die so schwer sind wie er selbst. Nur die Jungvögel werden mit Insekten gefüttert. Anders als der Neuntöter, der als ausgesprochener Zugvogel den Winter im tropischen Afrika verbringt, bleibt der Raubwürger überwiegend in heimischen Gefilden. Dazu kommen in größerer Zahl Raubwürger als Wintergäste aus Skandinavien.

Beide Arten, Neuntöter wie Raubwürger, brüten am liebsten in sogenannten halb offenen Landschaftstypen mit vielen Hecken, Dornbüschen und ausreichend freien Flächen mit niedriger oder lückiger Vegetation. Charakteristisch für eine solche Landschaft sind fließende Übergänge zwischen verschiedenen Biotop-typen, zwischen Grasland, Gebüsch und Waldinseln. Aufgelockerte Waldränder



Raubwürger

im Übergang zu Offenland stellen ebenfalls geeignete Reviere dar. Gerade diese Übergangsbereiche beherbergen viele Tierarten und Pflanzenarten, die wie die Würger auf ein Mosaik verschiedener Lebensräume angewiesen sind. Ihre Nester bauen die Würger in dichtem Dorngebüsch aus Weißdorn, Schlehen und Wildrosen, der Raubwürger auch gut versteckt auf höheren Bäumen. Insekten und Kleinsäuger finden die Vögel in blütenreichem Grasland und auf Brachen. Solche Landschaften sind typisch für eine extensiv genutzte Kulturlandschaft und dürften in Mitteleuropa früher auch natürlicherweise durch den Einfluss großer Pflanzenfresser entstanden sein. Wisent, Auerochse, Wildpferd, Rothirsch und vor der letzten Eiszeit sogar prähistorische Elefanten und Nashörner sorgten dafür, dass sich vielerorts kein geschlossener Wald bilden konnte. Viele Büsche schützten sich mit Dornen oder Stacheln vor dem Verbiss, Bäume konnten nur in ihrem Schutz aufwachsen. Viele Wissenschaftler gehen heute aufgrund verschiedener Befunde davon aus, dass eine solche sogenannte »halboffene Weidelandschaft« früher weite Teile Mitteleuropas prägte. Der geschlossene Wald, den wir gemeinhin als natürlichen Zustand ansehen, konnte demnach erst entstehen, als der Mensch die meisten großen Pflanzenfresser ausgerottet hatte. Im geschlossenen Wald jedoch können weder Würger noch Dornbusch überleben. Diese Arten und viele weitere zeigen uns also indirekt mit ihren Ansprüchen, wie unsere Urlandschaft einst ausgesehen haben könnte.

Der Buntspecht

Wenn es einen Tausendsassa unter den einheimischen Spechten gibt, dann ihn: Kein anderer Vertreter dieser Artengruppe ist so anpassungsfähig und flexibel hinsichtlich seines Lebensraumes und seiner Ernährung wie der Buntspecht. Der Große Buntspecht, müsste man korrekterweise sagen, denn zur Gruppe der schwarz-weiß-rot gefärbten Buntspechte zählen in Europa noch vier weitere Arten, die sich teilweise sehr ähnlich sehen und deutlich stärker spezialisiert sind als der allgemein bekannte Buntspecht. Er besiedelt nicht nur die verschiedensten Waldtypen, sondern hat inzwischen längst auch den Siedlungsraum erobert und lebt auch in größeren Gärten mit altem Baumbestand. Dort kann man ihn gut bei der Nahrungssuche beobachten: Auf seine versteiften Schwanzfedern gestützt, sitzt der Vogel an einem Baum und klopft sorgfältig die Rinde nach morschen Stellen ab. Insbesondere dort, wo Holz bewohnende Käferlarven Fraßgänge angelegt haben, klingt es hohl – Anlass für den Buntspecht, solche Stellen näher zu inspizieren. Mit wuchtigen Hackschlägen seines starken Meißelschnabels schlägt er Löcher in das morsche Holz und versucht, die Beute freizulegen oder mit seiner langen, beweglichen, klebrigen Zunge, die an der Spitze zudem mit Widerhaken versehen ist, herauszuziehen.

Der Buntspecht, eigentlich ein typischer »Hackspecht«, beherrscht bei Gelegenheit jedoch auch andere Techniken der Insektenjagd, die sonst eher seinen Verwandten vorbehalten sind: Er stochert Beutetiere aus Borkenritzen wie der Mittelspecht oder sammelt sie wie der nur spatzengroße Kleinspecht von dünnen Zweigen und Blättern – mitunter rücklings hängend oder gar im Rüttelflug. Gelegentlich werden Ameisen oder Regenwürmer auch vom Waldboden aufgepickt. Sehr regelmäßig vergreift sich der Buntspecht an Eiern und vor allem Jungvögeln kleinerer Vogelarten. So fallen ihm gebietsweise bis zu 60 Prozent des Nachwuchses von Sumpfmaisen und Weidenmisen, die in Baumhöhlen brüten, zum Opfer. Solche Verluste sind jedoch von der Natur eingeplant und führen unter natürlichen Bedingungen zu keinerlei Gefährdung der Kleinvögel. Wo viele künstliche Nisthöhlen hängen, können sich manche Spezialisten allerdings zu einer wahren Plage entwickeln, indem sie systematisch einen Meisenkasten nach dem anderen aufmeißeln, um die junge Brut zu verspeisen. In Einzelfällen ist sogar das Töten von nestjungen Eichhörnchen und Fasanenküken belegt.

Buntspechte nehmen jedoch nicht nur tierische, sondern in sehr erheblichem Ausmaß auch pflanzliche Nahrung zu sich. Im Winter stehen vor allem die Samen



Buntspecht

Der Waldrapp

Im Jahr 1557 beschrieb der Schweizer Naturforscher Conrad Gesner erstmals einen merkwürdigen Vogel, der damals im gesamten Alpenraum häufig und verbreitet vorkam und der ortsansässigen Bevölkerung als »Waldrab« oder »Klausrab« wohlbekannt war. Gesner gab ihm wegen seines schwarzen, metallisch glänzenden Gefeders und des nackten, rötlichen Kopfes den griechisch-lateinischen Namen »Phalacrocorax«, übersetzt »kahlköpfiger Rabe« – eine Bezeichnung, die heute als Gattungsname für den Kormoran (siehe Seite 37) verwendet wird. Die Vögel brüteten damals in großen Kolonien an steilen Felsen, aber auch an Burgruinen oder Stadtmauern in unmittelbarer Nähe des Menschen, was ihnen letztlich zum Verhängnis wurde: Ihr Fleisch, insbesondere das der Jungtiere, galt als wohlschmeckend und war eine beliebte Speise. Dem hatten die von Natur aus zutraulichen Waldrappe nichts entgegenzusetzen, ganze Kolonien wurden schlichtweg aufgefressen. Beschleunigt wurde der Niedergang durch eine Eigenheit der sehr geselligen Vögel, die auch in Gefangenschaft zu beobachten ist: Erst in einer größeren Gruppe kommen sie in Brutstimmung. Sinkt ihre Zahl in einer Kolonie unter einen Schwellenwert, sorgen die verbliebenen Tiere nicht mehr für Nachwuchs. Die Wirren und Hungersnöte des Dreißigjährigen Krieges machten dem Waldrapp vollends den Garaus, 1627 wurde der letzte seiner Art in Deutschland getötet, bald darauf war er aus dem gesamten Alpenraum verschwunden und geriet in Vergessenheit, galt zeitweise gar als Fabelwesen.

Erst im 19. Jahrhundert konnten deutsche Vogelkundler nachweisen, dass der in Europa ausgerottete Waldrapp identisch war mit einer in Nordafrika und dem Nahen Osten heimischen Ibis-Art, die wegen ihres skurrilen Federschopfes an Hinterkopf und Nacken den Namen »Schopfibis« erhalten hatte. Den Muslimen galt der Vogel als heilig, waren sie doch davon überzeugt, dass er den Pilgern den Weg nach Mekka weisen würde. Und im alten Ägypten galt er gar als Verkörperung des menschlichen Geistes, der nach dem Tode in Gestalt eines Waldrapps gen Himmel flöge. Eigentlich beste Voraussetzungen zum Schutze des Vogels, doch letztlich erging es den Kolonien in Syrien und der Türkei nicht anders als den europäischen Artgenossen. Zwar landeten sie nicht im Kochtopf, doch Lebensraumzerstörungen und der ungezügelte Einsatz von Pestiziden, der nicht nur die Nahrungsgrundlage, sondern auch die Vögel selbst vergiftete, sorgten dafür, dass bis heute nur noch in Marokko ein kleiner Restbestand wild lebender Waldrappe überlebt hat.



Waldrapp

Damit gehört der Waldrapp zu den am stärksten vom Aussterben bedrohten Vogelarten der Welt, in menschlicher Obhut jedoch lässt er sich leicht halten und züchten. Das brachte engagierte Wissenschaftler und Naturschützer Ende der 1990er-Jahre auf eine verwegene Idee – ihr Ziel: Der Waldrapp sollte in seinem ursprünglichen europäischen Verbreitungsgebiet in den Alpen und im Voralpenraum wieder heimisch werden. Nun konnte man nicht einfach in Gefangenschaft erbrütete Tiere in die Natur entlassen, denn die europäischen Waldrappe können den Winter bei uns nicht überleben, weil sie bei Eis und Schnee keine Würmer, Insekten und andere Kleintiere aus dem Boden von Wiesen und Feldern stochern können. Die früheren europäischen Waldrappe waren Zugvögel, die den Winter südlich der Alpen, wohl überwiegend in Italien, verbrachten. Auch die Zootiere zeigen noch den Zugtrieb, allerdings sagt ihnen ihr Instinkt nicht, in welche Richtung und wie weit sie fliegen müssen. Im Gegensatz zu vielen anderen

Zugvogelarten müssen junge Waldraupe die Route ins Winterquartier von ihren Eltern oder anderen erwachsenen Vögeln lernen, denen sie sich anschließen. Den Rückweg finden sie später allein. Natürlich hatte keiner der in menschlicher Obhut lebenden Vögel jemals den Weg nach Italien unternommen, und so starteten die Mitarbeiter des Waldraupe-Teams ein ungewöhnliches Experiment: Sie wollten versuchen, die Tiere mithilfe eines Ultraleichtflugzeuges über die Alpen in ein Schutzgebiet in der südlichen Toskana zu lotsen, ein aufwendiges Verfahren, das anderenorts bereits bei ebenfalls stark bedrohten Vogelarten wie Zwerggänsen und amerikanischen Schreikranichen erfolgreich erprobt worden war. Die bis zu 75 Zentimeter großen Ibis, die am Boden eher plump wirken, sind exzellente Flieger – nur wie bringt man junge Waldraupe dazu, einem solchen Fluggerät zu folgen?

Dazu werden die Küken wenige Tage nach dem Schlupf auf zwei menschliche Bezugspersonen geprägt, die sich nahezu rund um die Uhr um sie kümmern und eine stabile Bindung zwischen Mensch und Vogel schaffen. Dann werden die heranwachsenden Jungvögel behutsam an das Fluggerät und insbesondere an den wirbelnden Propeller gewöhnt. Erst wenn der Ultraleichtflieger für sie etwas ganz Gewöhnliches, Ungefährliches ist, können die ersten Flugübungen beginnen. Eine der menschlichen »Ziehmütter« sitzt dabei als Kopilotin im offenen Flieger und hält ständigen Stimmkontakt zu ihren Schützlingen. Natürlich braucht es sehr viel Geduld und Gewöhnung, bis die unternehmungslustigen Waldraupe zuverlässig folgen und das gefährvolle Abenteuer der Alpenüberquerung beginnen kann – eine anstrengende Tour, die je nach gewählter Flugroute in mehreren Etappen über 800 bis 1000 Kilometer führt und Mensch und Tier Einiges abverlangt. Je nach den herrschenden Flugbedingungen dauert die Reise mit Pausen zwei bis drei Wochen. Schlechtes Wetter, Notlandungen des Leichtfliegers wegen technischer Probleme, erschöpfte und verlorene Vögel waren nur einige der Widrigkeiten, die dabei zu überwinden waren. Letztlich wurde jedoch das als Winterquartier ausgewählte Schutzgebiet Laguna di Orbetello erreicht. Seit 2004 wird auf diese Weise jährlich ein Trupp von Jungvögeln in die Toskana geleitet. Und inzwischen kehrt ein Teil der Waldraupe, sobald sie im Alter von drei Jahren geschlechtsreif geworden sind, zurück an den Ort, an dem sie aufgewachsen sind, um dort selbst zu brüten. Alle Vögel schaffen es nicht, denn die Betreuer hatten die Rechnung zunächst ohne die schießwütigen italienischen Jäger gemacht, denen bis jetzt rund 50 Tiere zum Opfer fielen. Ein wesentlicher Bestandteil des Wiederansiedlungsprojektes ist daher die Information und Aufklärung der italienischen Bevölkerung. Sie für

den Waldrapp zu begeistern, ist der beste Weg, die seltenen Vögel zu schützen, zudem werden Abschüsse mit empfindlichen Geldbußen geahndet.

Allen Widrigkeiten und Verlusten zum Trotz ist das seit 2014 mit EU-Geldern geförderte Projekt eine Erfolgsgeschichte, denn inzwischen führen erfahrene Altvögel ihren Nachwuchs selbst ins Winterquartier. Auf diese Weise sollen bis 2019 drei wild lebende Waldrapp-Kolonien mit insgesamt mindestens 120 Vögeln etabliert werden: an der historischen Burgmauer im bayerischen Burghausen am Inn, in Überlingen am Bodensee sowie in Kuchl bei Salzburg. Auch in Südspanien, am Fluss Barbate bei der Stadt Vejer de la Frontera in der Provinz Cádiz, wurde eine Kolonie künstlich angesiedelt. Dort konnte ich die Waldrappe aus nächster Nähe beim Brutgeschäft in einer Felswand beobachten. Eine schwarze Feder mit grünem Erzglanz, die ich am Fuße des Felsens auf der Straße fand, erinnert mich noch heute an meine erste Freilandbegegnung mit diesen faszinierend schrägen Vögeln.

